

## Paul Grote (Hamburg)

### Kulturen und Ethnien

Schon während meines Soziologiestudiums hat mich die Methode der teilnehmenden Beobachtung interessiert und fasziniert. Ich dachte, daß es auch für die publizistische Arbeit über Brasilien richtig sei, selbst zu den Goldgräbern Amazoniens in die Gruben zu steigen, selbst die *bateia* zu schwenken, unter ihren Bedingungen zu leben. Nur so läßt sich die Härte ihres Daseins ermessen.

Nur aus der Verbindung von persönlicher Erfahrung, Beobachtung und Analyse entsteht Erkenntnis und damit eine Orientierung für die journalistische (und wissenschaftliche) Praxis.

Nur bei Ethnien, bei der Frage der Nation, ist diese Methode nicht anwendbar. Niemand kann in die Haut eines Brasilianers schlüpfen, in die eines Yanomami oder gar eines Schwarzen. Der Wissenschaftler muß zuerst die Bereitschaft zeigen, diese Unterschiede zu akzeptieren. Die Frage nach der Entstehung oder Existenz der brasilianischen Nation läßt sich somit nur durch das Studium historischer Prozesse, genauer Beobachtung sozialer Verhältnisse und mittels eines sehr feinen Gespürs für den Mitmenschen beantworten — wenn man nicht nur beschreiben will, sondern sich von dem in Brasilien praktizierten alltäglichen Rassismus persönlich gestört fühlt.

«Warum», so fragte ich nachts einen Polizisten bei einer Razzia, «warum schlagen sie nur die Schwarzen?» Irritiert antwortete der ebenfalls schwarze Beamte: «Das sind sowieso alles Verbrecher.»

Als ich zum ersten Mal nach Brasilien kam, hatte ich das Gefühl, einem homogenen Gebilde gegenüberzustehen. Dann fand ich den Nordosten, später dann die Küste, entdeckte Amazonien, danach São Paulo: Völlig unterschiedliche Regionen mit andersartigen Menschen, anderen Lebensauffassungen, anderer Kultur, Sprache und Geschichte.

«Mein Vater war Portugiese», bekam ich zu hören, «mein Großvater ist aus Italien gekommen», sagte ein anderer. Das

hört man überall in persönlichen Gesprächen mit weißen Brasilianern. Die indigenen Bewohner Amazoniens und die Caboclos dagegen haben die Verbindung zur historischen Gruppe verloren. Nicht so die schwarzen Brasilianer.

Im Candomblé existieren die Nationen Gêge, Kêtu oder Angola weiter, sie werden auch in der Musik beschworen. Dort und in den Quilombos ist Afrika als Ursprung bewußt. Gleichzeitig aber waren Quilombos (Beispiel Palmares und die weiße Ehefrau Zumbis) die Vorwegnahme der multikulturellen Gesellschaft. Doch — was bedeutet den Schwarzen heute die brasilianische Nation?

Sehr wenig, würde ich sagen, denn es gibt kaum etwas außerhalb des afrobrasilianischen Bereichs, mit dem sie sich identifizieren. Indigene Gruppen fühlen sich eher ausgestoßen als der Gesamtheit zugehörig.

Das Land ist so groß, daß es nur wenige kennen und sich über das Staatsgebiet definieren, zumal die Peripherie diskriminiert wird. Der Regionalismus zeigt sich in der Literatur genauso wie in der Wirtschaft. Eine gemeinsame Geschichte ist auch kein Bindeglied: Dazu wurde sie zwischen Herrenhaus und Sklavenhütte und heute zwischen Apartement und Favela/Amazonasdorf und Großstadt zu unterschiedlich erlebt.

Einzelne Präsidenten waren zu sehr ihrer sozialen Schicht und externen Interessen verhaftet, als daß sie integrative Kraft besessen hätten. Und in jüngster Zeit werden in den Staaten des Südens wieder sezessionistische Ideen laut. Wie also soll sich ein Brasilianer definieren? In Salvador geriet ich in eine Debatte darüber, ob Afrika die wesentliche Beziehung darstelle und die Bildung einer individuellen und kollektiven Identität ermögliche. Einige schwarze Brasilianer bezeichnen sich als afrikanische Brasilianer, andere als brasilianische Afrikaner — wieder andere wollten überhaupt auf jede Beziehung zur Hautfarbe verzichten. Wie aber sollen Menschen eine Identität als Staatsbürger entwickeln, wenn sie allein aufgrund ihrer Hautfarbe diskriminiert werden? Zusätzlich sind sie vom sozialen Aufstieg, von Bildung, Gesundheit und vom Wohlstand ausgeschlossen. Ihre

traditionelle Lebensform und ihre Gesetze werden mißachtet, ihr Territorium von neoliberaler Wirtschaftspolitik verwüstet.

Das Gewaltverhältnis zwischen Herrschern und Beherrschten hat bislang keine Nation entstehen lassen. Die Begriffe Ordnung und Fortschritt der Nationalfahne haben affirmativen Charakter und bislang nur einen Teil der Gesellschaft vereint. Was bleibt denn also? Die Rechts- oder Staatsordnung? Das war in Brasilien nie eine Konstante. Die Militärdiktatur liegt erst zehn Jahre zurück.

Erst ein praktizierter Föderalismus, der Respekt der Unterschiedlichkeit, schafft Bedingungen für Kooperation und damit Konfliktvermeidung. Somit bliebe nur noch die Sprache. Und dann gäbe es noch die Möglichkeit eines inneren, sozialen Friedens, eine Vereinigung über eine gemeinsame Aufbauleistung.

Nation kann gemeinsame Kultur sein. Doch ohne Synkretismus der Kulturen und ohne den Wunsch nach Verständnis und gegenseitige Achtung wird in Brasilien keine Nation entstehen. Hier liegt die Bildungsaufgabe und die Verantwortung eines modernen Staates.

Erst wenn der einzelne seine Bedeutung begreift, kann er daraus das Bewußtsein für den interaktiven Organismus erkennen. Sollte das eine Utopie sein, so mag es zumindest erlaubt sein, in dieser utopiearmen Zeit darüber nachzudenken.